

Die „geliebten Juden“.

Kosakenrevue in russisch-Polen.

Der Kosakler „Gag“ erbält von einem Manne, der soeben aus russisch-Polen gekommen ist, folgende Schilderungen: In den kleinen Städten russisch-Polens spielen sich jetzt unbeschriebene Szenen ab, manchmal tragikomische, manchmal blutige. Die Kosaken, die wieder in polnische Dörfer und Städte eingezogen sind, wirtschaften dort auf die ihnen eigene Art. Als ich in Radom in einem Gasthof saß, da sah ich plötzlich eine Abteilung Kosaken, die durch die Stadt galoppierte. Hinter den Kosaken her eilte eine Menschenmenge. In ihrer Mitte wurden unter Bewachung drei Juden geführt — einer im festlichen Seidenkostüm, zwei andere in den Nachtleibern —, fast entblößt. Alle drei bloß, erschrocken und betend. Die Menge ihrer Glaubensgenossen umringte sie weinend. Der ganze unheimliche Zug ging in der Richtung nach dem nahen Stadtwaldchen. „Was ist geschehen?“ fragte ich neugierig. „Die drei Juden werden gehängt“, antwortete mir kurz ein Mann. „Man hat alle hiesigen Juden zusammengetrieben, damit sie der Hinrichtung zusehen.“

An einer Straßenecke hat eine Jüdin ihren Standplatz, wo sie Obst und Süßigkeiten verkauft. Ich kaufe bei ihr Birnen. Da tauchen neben mir zwei Kosaken auf. Die Geliebte auf dem Rücken, in der Hand die Reitpeitsche, die „Kagalika“. Die Kosaken gehen daran, ihre Taschen mit Obst zu füllen. Als kein Platz mehr in den unheimlich tiefen Hosentaschen ist, entfernen sich die beiden in größter Eile. Die verblüffte Jüdin wagt schließlich zu bemerken: Ein Hund Birnen kostet sechs Kopeken.“ — „Sechs Kopeken? Charakter (gut)“

Im Bureau gibt man Pässe für die Reise nach Warschau aus. Die Formulare werden in einem Zimmer vom rangältesten Kosaken, wahrscheinlich einem Kommandanten, ausgefüllt. In dem zweiten Zimmer warten die Gehehler, fast lauter jüdische Kaufleute. Bevor sie vor dem Gesicht des Kommandanten erscheinen können, werden sie von einem jungen, etwa zwanzigjährigen, stark gebauten, energiegelassen Kosaken in Reihen gestellt, geordnet und ermahnt.

Der junge Kosak spricht zu jedem der anwesenden Juden dieselben kurzen Worte: „Geld hergeben!“ Es verschwinden in der Hand des Kosaken kleinere Silberstücke, oft auch ganze Rubel. Der Kosak zögert die Interessenten nach ihren Kleidern und ihrem Aussehen. Bei jedem jedoch macht er die Bemerkung, er habe viel zu wenig Geld bekommen. „Wer fahren will, muß auch zahlen. Geschäfte wollt ihr machen, aber unseren Brüdern wollt ihr nichts verdienen lassen!“ Und zum zweitenmal fängt er an, das Geld einzulassieren. Wiederum klingelt das Geld, kleinere und größere Geldstücke. Da, unerwartet, folgt ein Coup de théâtre. Die Tür wird wirklich geöffnet; aber nicht die Tür, die in die Kammer des Kommandanten führt, sondern die rechts, die in ein anderes Zimmer geht. Der junge Kosak packt die am nächsten stehenden Juden, schießt sie gegen dieses Zimmer — ungefähr zwanzig Kaufleute fallen in die Arme der Kosaken, die hinter den Türen schon warteten. „Jetzt werden wir euch was zeigen! Wartet nur!“ Die Kagalika beginnt zu pfeifen, man hört entsetzliches Schreien, das nur durch die schnell zugeführten Türen gedämpft wird. Der junge Kosak schaut erst die im Wartezimmer gebliebenen Juden an und beginnt artig zu wiederholen: „Geld hergeben!“ Die Szene, die vor einem Augenblick stattgefunden hat, hat ihren Zweck nicht verfehlt. Der Kosak nimmt jetzt eine noch reichere Steuer ein. Aber vor den Kommandanten werden nur wenige gelassen — die dem jungen Kosaken gefallen. Die übrigen Juden

werden in den Hof hinausgetrieben. Und sie sind noch überglücklich, daß man sie nicht hinter die rechte Tür schickte, wo man die Steuer mit den Schlägen der Reitpeitsche quittiert.

Wir fahren aus der Stadt hinaus. Es ist ein Wunder, daß ich überhaupt einen Wagen bekommen habe. Ein graues Pferd, bei dem man alle Rippen zählen könnte, zieht resigniert den Wagen, auf den ich mit meinem Koffer hinaufsetzte. Nur die im voraus bezahlten sieben Rubel hatten den Fuhrmann — einen jungen Juden — bewogen, daß er mit mir hinausfuhr. Beide hatten wir Pässe — unterwegs unterzuchten einige Kosakenpatrouillen unsere Papiere und fanden sie in Ordnung. So fuhr ich unbedrückt durch einige Dörfer, die an meinem Wege lagen. Schon sehe ich die ersten Hütten des Dorfes, in welchem die Pflicht meines Fuhrmannes beendet ist und von dem er nun nach Radom zurückkehren soll. Da ertönt aus einem Gebüsch der laute Ruf: „Stehen bleiben!“ In demselben Augenblick halten wir die Pferde auf. Wir sehen einige Kosakenlangen. Dem Wagen nähert sich der Patrouillenkommandant. „Pässe hergeben!“ Die Pässe werden vorgezeigt. „Sie sind ein Pole?“ „Jawohl!“ „Du ein Jeterah (Jude)?“ „Jawohl!“ Der Kommandant wendet sich an mich. „Steigen Sie vom Wagen sofort herunter; den weiteren Weg werden Sie zu Fuß zurücklegen!“ Ich streife mich an, dem Kosaken zu erklären, daß ich den Wagen schon bezahlt habe und daß ich jetzt genötigt wäre, den schweren Koffer allein zu tragen. Ich bitte ihn, er solle mir erlauben, bis ins Dorf hinein zu fahren. „Sie werden zu Fuß gehen, habe ich schon gesagt!“ wiederholt der Kosak mit fester Stimme. Der Kommandant war so entschlossen, daß ich vom Wagen herunterstieg und den Koffer in die Hand nahm. „Nur noch weiter!“ ermutigt mich der Kommandant. „Da haben Sie nichts zu suchen!“ Ich entfernte mich nach dem Dorfe. Hinter mir ertönten zwei gedämpfte Schüsse. Als ich mich umwendete, sah ich auf der Straße den jungen Juden bei seinem grauen Pferde liegen. Die Kosakenpatrouille zog weiter.

Ausprache von Kriegsnamen.

Von W. Holzmeier.

So also steht es in beiden Sprachen, und wenn sie den deutschen Jot-Laut treffen wollen, so müssen sie eben das y wählen. Daher das vielfache Auftreten dieses Lautes bei außereuropäischen Namen, deren Klang man den Eingeborenen des Landes abgelauscht hat. Der Engländer oder Franzose muß Jot-Laut schreiben; sonst trifft er den Laut nicht; nur der Deutsche kann für sich die Form Jot-Laut gebrauchen, was aber auch bei der gekürzten Schreibung zum empfehlen ist. Zum Schluß dieser Erörterung noch eine Besonderheit: die deutsche Stadt Jena, die dem französischen Patrioten aus gewissen Gründen so sehr ans Herz gewachsen ist, schreibt er nicht mit y, sondern mit i, also Jéna, und die bekannte Brücke in Paris heißt Pont d'Iéna (pöng).

Früh morgens mußten wir uns rangieren und durch ein enges Tälchen gegen das große Tal hinterwärtsziehen. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lotowitz. Es war kaiserliche Kavallerie, denn die Infanterie bekamen wir nie zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedächtem Städtchen verfangt hatte. Um sechs Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonenkugeln bis zu unserm Regiment, das im mittleren Treffen stand, durchschlugen. Bisher hat ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entweichen; jetzt sah ich keine Aussicht mehr, weder vor noch hinter mir, weder zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Socken. In den Bauch der Erde hatt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe los man bald auf allen Gesichtern, selbst derer, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleichneten. Die geleerten Brenzlärchen, deren jeder Soldat eins hat, flogen unter den Äugeln durch die Lüfte, die meisten saßen ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fusel mehr! Jetzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Vog Himmel! wie lautlos da die Eisenbroden ob unsern Köpfen weg, fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Felsen hoch in die Luft sprangen, bald mitten ein und spalteten uns die Leiste aus den Gliedern weg, als wärens Strohhalm wären. Daß vor uns Jagen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einem halben Mond, dann in ein Drei- und Viered wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsere Kavallerie an, wir machten Lücke und ließen sie vor auf die feindliche losgaloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie einhieb! Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsere Reiterei, von der österreichischen geschlagen, und bis nahe unter unsere Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man den Spektakel sehen sollen, Pferde, die ihren Mann im Steigbügel hängend, andere, die ihre Gedärme der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer in feindlichen

setzt ein u dahinter, das nun also nur ein Aussprachezeichen ist, wie etwa unsere Dehnungszeichen und also selbst nicht mitgesprochen wird. So heißt Geldern (die holländische Provinz) und die deutsche Stadt auf französisch Gueldre, sprich geldr, und der deutsche Name Wilhelm steht so aus: Guillaume, sprich gibjöhm (weil der „erweichte Laut“ ill darin ist, siehe oben!). Der Genosse Louquet spricht sich wie längäh.

Ungeliebt soll bisweilen ein G, das vor einem dunklen Stimmlaut steht, wie das französische j ausgesprochen werden. In diesem Falle steht man ein o als Aussprachebezeichnung dahinter, das man ebenfalls nicht ausspricht; der Name Georg heißt auf französisch George, sprich Schörch' (im Englischen, das dieselbe Form hat, sagt man Dschordsch).

Das x wird im Französischen verschiednen ausgesprochen, bald wie s, bald wie k, bald wie ks. In Eigennamen aber meistens wie s, zum Beispiel in Auxerre (= öähr) und Bruxelles (= Brüssel, sprich brüssäl!). Am Ende ist es fast immer stimmlos, siehe „Bordeaux“; doch heißt die Stadt Baden auf französisch Aix-la-Chapelle, sprich Kähj' oder Kähj'-la-Schapähj'. Es wird dem aufmerksamsten Leser längst bei uneren Aussprachebezeichnungen aufgefallen sein, daß der Franzose so viele Endlaute unangegessen läßt. Das gilt der Regel nach von allen Mitlauten, das heißt wenn sie wirklich am Ende stehen und nicht etwa noch ein o oder es hinter sich haben. Man spricht Verdun wie Schürbuh (das Oh wird wie ein richtiges hartes deutsches sch ausgesprochen), aber Maubeuge wie möhösch' (weiches sch).

Ein Soldat des alten Frig.

Von Uli Praeker.

Endlich, den zweiundzwanzigsten September, ward Alarm geschlagen und erhielten wir Order aufzubrechen. Augenblicklich war alles in Bewegung, in einigen Minuten war ein stundenlanges Lager, wie die allergrößte Stadt, zerstört, aufgepackt, und allons, marsch! Jetzt zogen wir ins Tal hinab, schlugen bei Pirna eine Schiffbrücke und formierten oberhalb dem Städtchen, dem tatsächlichen Lager an front, eine Gasse wie zum Spiehrutenlaufen, deren eines End bis zum Pirnaer Tor ging und durch welche viele gefangene Sachsen zu Bieren hoch spazieren, vorher aber das Gewehr ablegen, und, man kann sich's einbilden, die ganze lange Straße durch Schimpf- und Stichelreden genug anhören mußten. Einige gingen traurig mit gesenktem Gesicht daher, andere froh und wild, und noch andere mit einem Lächeln, das den preussischen Spottvögeln gern nichts schuldig bleiben wollte. An dem nämlichen Tage marschierten wir noch ein Stück Wegs fort und schlugen unser Lager bei Lilienstein auf. Den dreiundzwanzigsten mußte unser Regiment die Proviantwagen decken. Den vierundzwanzigsten machten wir einen Kontermarsch und kamen bei Nacht und Nebel, der Fenster weiß wohnen. Den fünfundzwanzigsten früh ging's schon wieder fort, vier Meilen bis Auffig. Hier schlugen wir ein Lager, blieben da bis auf den neunundzwanzigsten und mußten alle Tag' auf Bourgoe aus. Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attackiert oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehrere bliesert wurden. Wenn aber unsere Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, flog der Feind über Kopf und Hals davon. Dieser Blunder hat mich nie erschreckt, ich wäre kein bald gewohnt worden, und dacht' oft: Pah, wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. Den dreißigsten marschierten wir wieder den ganzen Tag und kamen erst des Nachts auf einem Berg an, den ich und meinesgleichen abermals so wenig kannten als ein Kinder. Inzwischen bekamen wir Order, hier kein Gezeul aufzuschlagen, auch kein Gewehr niederzuliegen, sondern immer mit scharfer Ladung bereit zu stehen, weil der Feind in der Nähe sei. Endlich sahen und hörten wir mit anbrechendem Tag unten im Tal gewaltig blitzen und feuern. In dieser bangen Nacht desertierten viele, neben anderen auch

Bruder Bachmann. Für mich wollt es sich noch nicht recht schiden, so wohl mir's sonst behagt hätte. Kanonensfeuer bis gegen elf Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Geschwader zusammentraf, obgleich es bereits auf dem rechten sehr hibig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Szanzgen Sturm laufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir weytraffen und der Wahlplatz mit Toten und Verwundeten überfüllt war; als mit eins, ungefähr um zwölf Uhr, die Order kam, unser Regiment nebst zwei anderen, ich glaube Bevern und Skaldstein, müßten zurückmarschieren. Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten daher mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsere Hüte voll schöne rote Trauben, aßen vor uns her nach Herzenslust, und mir und denen, welche neben mir standen, kam nichts Arges im Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsere Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Gelärm hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweise trieben unsere Anführer uns immer höher den Berg hinauf, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunterführte. Sobald unsere Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Russetuhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Gos im Stroh lag. Etlche kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unserer Armee in den Rücken zu fallen. Dies muß unsern Anführern verraten worden sein, und wir mußten ihnen zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hätten sie uns die Höhe abgenommen und wir wahrlich hätten die kürzeren gezogen. Nun sehte es ein unbedenkliches Blutbad ab, che man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsere Vorderruppen litten stark, allein die hinteren drangen ebenfalls über Hals und Kopf nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten. Da mußten wir über den Hügel von Toten und Verwundeten stolpern. Alsdann ging's Hudri, Hudri mit den Panduren die Weinberge hinunter, Sprungweise über eine Mauer nach der andern herab, in die Ebene. Unsere geborenen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Hast und Hitze wie vertaumelt und, mir weder Zurück noch Schreckens bewußt, schob ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte. Indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft. (Schluß folgt.)

mongteföh (qu loutet durchweg wie ?) Im übrigen müssen wir immer wieder darauf hinweisen, daß gerade bei Eigennamen die Kenntnis der allgemeinen Regeln keine völlige Sicherheit bietet; manchmal ist da die Sache sogar zweifelhaft; Aras kann man z. B. mit und ohne das s aussprechen, wie man will. Spricht man doch auch im Deutschen den Namen Willenbrod und viele ähnliche mit einem langen o, gemäß dem alten Gebrauch, wonach das k hinter dem o einfach eine Aussprachebezeichnung für das o war, in dem Sinne, wie man andererseits zeitweilig „cu“ für „zu“ schrieb! Und die einzig dastehende Verlässlichkeit, das y als Dehnungszeichen zu gebrauchen, haben wir doch auch in dem Worte Lehnhausen, von dem doch auch mancher waschechte und eingeborene deutsche Mann nicht weiß, daß es „Lehnhausen“ heißen muß.

Wir sagten, daß der sonst unterdrückte Laut sofort wieder eintritt, wenn ein e oder es noch nachfolgt. Es ist das besonders beim t wichtig. Tiremont spricht man also wie tiel'mong, Montmartre, das ruflose vergnügliche, das doch auch Heinrich Heines Schwermutuntditterte Grabstätte birgt, wie mongmart', Rantes aber wie nangt'.

Nun noch ein paar Worte über den Nasallaut der Franzosen. Wir haben ihn ja in zahlreichen Aussprachebezeichnungen schon angedeutet. Und zwar, wie es gewöhnlich geschieht, durch ng. Aber das ist nur ein Notbehelf. In Wirklichkeit klingt der Laut noch anders. Er ist eigentlich bloß ein tonfärrender Nachklang des vorhergehenden Stimmlauts. Darum drücken ihn die Sprachen aus durchaus nicht immer durch ein n aus. Die Polen z. B. hängen an das e eine Gebille, wenn der Nasallaut folgen soll und schreiben z. B. den Namen, den die Deutschen gewöhnlich in „Krenski“ umwandeln, so, daß sie das n weglassen und dafür dem o die Gebille geben (Kreski). Und die Portugiesen schreiben statt ang ein ao mit einer liegenden Schlinge über dem a, und der Brecher so vieler Herzen heißt bei ihnen Dom Joao (dong jang). Item, man lasse sich den Nasallaut von einem Kenner vorsprechen. Unsere Soldaten werden ja nicht in Verlegenheit kommen.

Ueber den Nasallaut ist ferner folgendes zu sagen. Er tritt hinter a, e, i (h), o, u, ai, ei, oi und ie auf und verändert teilweise den Grundklang dieser Laute. Sedan klingt zwar wie söddang und Chalou wie schalou (es ist Chalou-sur-Saône gemeint, Chalou an der Saône oder „über“ der Saône, spr. John, denn die Franzosen sagen so, wie wir Notenburg „ob“ der Tauber sagen; Chalou-sur-Marne schreibt sich mit einem s, hat aber auch den Nasal). Also a und o bleiben, wie sie sind. Das er aber klingt bereits wie ang (Senlis = hang-ly, also wieder mit dem s); das in wie iang (also lautet Saint Quentin, der Schlachtort, wie iang langtong); un wie üng (Verdun = verdüng); ain wie äng (Americain, Amerikaner, wie amehrikäng); ein ebenfalls wie äng (sein, der Vujen, wie häng).

Besonders vorzunehmen sind ein und ien. Das ein lautet wie oäng (Joinville = iohängwial), trotzdem das oi allein wie oa klingt, und ien wie iäng, obgleich es allein wie ang ausgesprochen wird. Der berühmte Berg mit dem Fort bei Paris heißt also Mont Valérien = mong walehriäng. Doch tritt lang ein, wenn noch ein t folgt, was sonst nie auf den Nasallaut einwirkt; man denke an point (poäng), den Punkt, und pointe (poäng), die Spitze. Hier aber wirkt es ein, denn Orient lautet wie loräng.

Auch sonst wirkt kein nachfolgender Nasallaut auf den Nasallaut ein; vor jedem Nasallaut wird er gesprochen, sei es am Ende des Wortes (Conflans = konglang), sei es in der Mitte. Nur wenn das n sich verdoppelt, dann allerdings nicht (Garonne = garonn', Valenciennes = walaungien).

Erwähnt muß noch werden, namentlich für den Nasal im Worte, daß ein n ebenso den Nasallaut herbeiführt, wie das n. Unser Genosse in Paris Sembat spricht sich also wie hangba (Ton auf der letzten Silbe). Und Saint Symphorien lautet wie häng hänglöriäng.

Also ein nachfolgender Nasallaut macht nichts aus. Wohl aber ein sich anschließender Stimmant! Er stellt sofort die gewöhnlichen Verhältnisse wieder her. Castellane lautet wie kastellan, Constantine (die Stadt) wie kongstantin' (aber Constantin, der Mann, wie kongstantäng); Béthune wie behtün', Seine wie hähn', moine (Mönch) wie moan'; der Amerikaner heißt Americain (amehrikäng), die Amerikanerin aber Americaine (amehrikäng) usw. Und ganz zuletzt, um doch etwas Geist dem ziemlich geistlosen Stoffe beizumischen, nehmen wir uns noch eben einen von den geistvollsten der Franzosen vor und die Leute, die seinen Namen verhängen. Wir meinen Talleyrand. Er heißt tall'rang und nicht „tall'herang“; denn soviel er auch sonst in sich hatte, den son mouillé, den „erweichten Laut“, das ist hatte er nicht in sich.

Und damit schließen wir die Sitzung, soweit es das Französische angeht. Aber nein, eine interessante Mär wollen wir doch noch zum allerletzten Schluß unserer Betrachtungen über Frankreichs Sprache mitteilen, die Mär, die sicherlich auch manchem guten Kenner des Französischen neu sein wird. Das zurzeit vielgenannte Lemberg in Galizien heißt auf französisch Léopold (sprich leopold'), weil es auf deutsch ursprünglich Leoberg hieß. Das französische Wort Léopold bedeutet natürlich auch den deutschen Vornamen Leopold; aber es kann auch die obengenannte Stadt bedeuten. Also man hätte sich vor gräßlichen Irrtümern, wenn es in französischen Texten auftauchen sollte.

Und nun hinüber zum Englischen! —

Gefühlstauschungen in abgenommenen Gliedmaßen.

Die Amputation von Gliedmaßen ist eine der notwendigsten Hilfsmittel der ärztlichen Fürsorge für die Verwundeten im Kriege. Auch dann ist das Bestreben des Arztes selbstverständlich so viel wie irgend möglich auf die Erhaltung der Glieder gerichtet, aber die Erfüllung dieses Wunsches kann häufig nicht erreicht werden, einerseits wegen der Schwere der Verletzungen, andererseits wegen der gebotenen Eile des Eingriffs, von dem oft genug die Erhaltung des Lebens abhängt. Wo die Frage so steht, ob tot oder Krüppel, ist gerade in Kriegszeiten die Antwort nicht zweifelhaft. Auch in diesem Punkt also werden das Mittel und andere Gefühle des Bedauerns und Schmerzes eine andere

Form annehmen müssen als unter alltäglichen Verhältnissen, in denen ein solches Schicksal als besondere Prüfung eines einzelnen empfunden wird.

Die armen Soldaten, denen das Leben nur durch eine Verstümmelung gerettet werden kann, werden zum Teil wieder das so wunderjam und widerspruchsvoll erscheinende Naturgesetz zu verspüren bekommen, wonach man auch in einem fehlenden Körperteil ganz deutlich Empfindungen wahrzunehmen glaubt. Die Tatsache ist früher von denen, die es nicht an eigenen Leiden erfahren hatten, für eine Einbildung oder geradezu für eine falsche Angabe gehalten worden, und erst dem großen deutschen Naturforscher Johannes Müller ist durch seine grundlegenden Arbeiten über die Tätigkeit des Nervensystems eine Klärung gelungen. Dieser Gelehrte gewann die Ansicht, daß es sich bei solchen Empfindungen um eine Reizung der Nervenenden in dem übrig gebliebenen Gliedstumpf handelte. Der Sitz dieses Reizes wird dann vom Gehirn irrtümlich in den abgenommenen Körperteil hineinverlegt. Später aber sind auch Fälle beobachtet worden, in denen ein solcher Reizreiz an dem Gliedstumpf nicht stattgefunden hatte und doch derartige Wahnvorstellungen entstanden. Die Operierten hatten zum Beispiel das deutliche Gefühl, daß das fehlende Glied nicht nur noch vorhanden wäre, sondern auch gewisse Bewegungen ausführte, die von ihrem Willen unabhängig wären. So traten die Täuschungen ein, wenn die betreffende Person durch ein unerwartetes Hundgebell aus unmittelbarer Nähe oder durch eine Gruppe schreiender Leute erschreckt wurde, also in eine Lage kam, in der sie das fehlende Glied, sei es nun Fuß oder Hand, wenn es noch vorhanden gewesen wäre, wahrscheinlich sofort benutzt hätte. Auch eine Empfindung von Wärme in dem gefunden Glied kann dieselbe Täuschung hervorrufen, indem der Amputierte wahrscheinlich von dem Wahn beherzigt ist, das entsprechende andere Glied müsse ebenfalls unter Frost leiden.

Die Täuschung kann soweit gehen, daß der Operierte sich mit Bestimmtheit einbildet, das fehlende Glied sei vorhanden. Sie verschwindet angeblich in der Weise, daß das vermeintliche Glied immer mehr zusammenschrumpft, bis sein Besitzer nur noch den wirklich vorhandenen Stumpf fühlt. Manche Amputierten bezogen, das fehlende Glied wirklich neben sich in ihrem Bett zu fühlen. Sie spüren auch, wie es beim Umhergehen mit den Bewegungen des Körpers hin und her schaukelt, und behaupten sogar, mit ihm alle möglichen Bewegungen ausführen oder seine freiwilligen Bewegungen willkürlich verhindern zu können. Personen, denen eine Hand fehlt, meinen zum Beispiel, deren Fingern eine Stellung geben zu können, wie sie etwa zum Schreiben nötig wäre. Schmerzen in dem fehlenden Gliede werden mit genauen Einzelheiten beschrieben. So wird ausdrücklich die Stelle angegeben, an der eine Wunde oder ein Geschwür sitzen soll. Zuweilen ist die Wahnvorstellung so stark, daß das nicht vorhandene Glied deutlich empfunden wird als das gesunde. Ein Mann, dem eine Hand fehlte, setzte sich auf ein Pferd, behielt die Peitsche in der gefundenen Hand, griff mit dem Armlumpf nach dem Zügel und fiel herunter, als er ihn nicht fassen konnte. Ein anderer griff bei Tisch wiederholt mit dem Armlumpf vergeblich nach der Gabel, um sie zu fassen. Häufig sieht man, wie der bedauernswerte Krüppel sich gerade auf die fehlende Hand oder den fehlenden Fuß stützen will, um dann natürlich das Gleichgewicht zu verlieren und zu Boden zu stürzen. Mit Geistesföhrung hat dies Verhalten gar nichts zu tun, und es ist auch nicht zu befürchten, daß es infolgedessen zu einer solchen kommt. Die Mutter Natur bleibt schließlich doch immer gnädig und schafft durch Gewöhnung erträgliche Verhältnisse, besonders, wenn die ganze Umgebung auf eine liebevolle Fürsorge und Unterstützung des körperlichen wie des seelischen Zustands bedacht ist.

Kleines Feuilleton.

„Deutsche Mode.“

Aus kunstgewerblichen Kreisen wird uns geschrieben: Kürzlich ist in Berlin wieder einmal die deutsche Mode geründet worden. „Ausdruck für Modeindustrie“ nennt sich eine Gruppe von Konfektionären, die sich an den Deutschen Werkbund angelehnt haben, um bei der — ungewissenhaft beachtenswerten Bewegung zur Befreiung des deutschen Kleidungsgeschmacks von Paris — die Hand im Spiele zu behalten, aber vom Geiste des Werkbundes kaum allzu viel gespürt haben dürften. Die „Herren von der Presse“ wurden flehentlich gebeten, über die Pläne und Ideen der führenden Ausführlingsmitglieder nichts in die Öffentlichkeit zu bringen. Dieser Bitte wollen wir gern entsprechen, ja wir können gar nicht anders, denn von „Ideen“ für die Schaffung einer neuen deutschen Frauenkleidung haben wir in der Verfassung wirklich nichts gehört. Aus dem Referat des Herrn Freudenberg und des Herrn Professor Bruno Paul ging eigentlich nur das eine hervor, daß man vorläufig weder in den Konfektions- noch in den Künstlerkreisen weiß, ob man imstande sein wird, eine schöpferische Idee zu haben.

Rein, diese Herren werden uns schwerlich eine deutsche Mode bringen. Wohl geht der Wunsch dreier Kreise der deutschen Frauenwelt wirklich dahin, sich vom Pariser Modetagegeschmack loszumachen, sich einfach und schön zu kleiden. Aber die neue Mode muß und wird das Voll schaffen, nicht der Kleiderhändler oder der von ihnen für Mitarbeiter bezahlte Künstler. Wenn man wirklich helfen will, neue deutsche geschmackvolle Kleiderformen auf den Markt zu bringen, dann sollte man an das anknüpfen, was seit Jahren die privaten Werkstätten für deutsche Frauenkleidung in Berlin, München, Köln, Karlsruhe usw. mit wachsendem Erfolg geschaffen haben: ihnen, die die praktische Erfahrung haben, sollte man gute Stoffe geben und den Auftrag, Modelle anzufertigen, die dann zur Ausstellung gelangten müßten. Auch sollte man einmal eine Ausstellung selbstgefertigter Kleider aus allen Schichten der Bevölkerung veranstalten, eine juchfreie für Frauenkleidung. Dabei würde man wahrscheinlich mit Erstaunen sehen, ein wie feines Empfinden das Volk hat, sich — namentlich in dieser ersten Zeit — würdig

zu kleiden, und würde über die Wege, die zu einer deutschen neuen Mode einzuschlagen sind, mehr Klarheit gewinnen als aus Beratungen zwischen Großkonfektionären und Künstlern.

Eine Kriegslüge.

Durch die Presse geht die angeblich aus englischer Quelle stammende Nachricht, Maxim Gorli sei als Freiwilliger in die russische Armee eingetreten und habe an mehreren Schlachten in Galizien teilgenommen. Leider haben auch Parteiblätter dieser Sensationsmeldung Raum gegeben. Wir wissen freilich nicht, was Genosse Gorli treibt, aber wir halten die Meldung unbedingt für falsch. Der Dichter ist jetzt 46 Jahre alt und leider ein schwer kranker Mann. Belanlich zwang ihn ein Lungenleiden jahrelang, im Süden auf der Insel Capri zu wohnen. Erst im vergangenen Jahre trieb ihn die Sehnsucht heim, und er bückte die Klüdele in das nordische Klima mit einer schweren akuten Erkrankung; man fürchtete lange Zeit für sein Leben. Glaubt jemand im Ernst, daß ein schwer schwindsüchtiger Mann in diesem Alter nach kaum überstandenen Blutstürzen Seeresdienst tut?

Daß die englische bourgeoise Presse derartige Lügen in die Welt setzt, ist erklärlich, denn sie hat ein Interesse daran, von der Kriegsbegeisterung in Rußland zu fabeln. Daß deutsche Parteiblätter kritiklos eine solche Lüge übernehmen ist befremdend und bedauerlich.

Fahrende Feldbäckereien.

Im deutschen Heer wurden fahrende Feldbäckereien zum erstenmal während des Kaisermanövers im Jahre 1903 in Versuch genommen und bewährten sich alsbald sehr gut. Die Wagen, damals nur zwölf an der Zahl, unterschieden sich von den früher zum gleichen Zweck dienenden Vorrichtungen dadurch, daß sie das Baden des Brots aus während der Fahrt ermöglichen sollten. Außerlich gleichen sie einem großen geschlossenen Kasten. Durch sinnreiche Vorkehrungen läßt sich die Dige im Badraum regeln und der ganze Verlauf übersehen. Im allgemeinen nimmt das Baden des Brots 60 Minuten in Anspruch. Da nun am Tage zwölfmal gebaden werden kann, so vermag jeder Wagen täglich 960 Brote zu liefern, zwölf Wagen demnach 11520 Brote. Zum Einrollen des Teigs und zum Abkühlen der Brote machen die Wagen halt. Daß die Wagen auch während der Fahrt in Betrieb genommen werden können, ist ein großer Fortschritt. Es kommt dabei mehr auf ihre möglichst starke Ausnutzung an als auf eine Beschleunigung der Brotlieferung, da die frühgebakenen Brote erst einige Tage gelagert sein müssen, ehe sie den Truppen zugestellt werden. Dafür sind strenge Bestimmungen erforderlich, weil durch den Genuß von zu frühem Brot Verdauungsstörungen herbeigeführt werden können, denen auch der gesundeste Magen auf die Dauer kaum entgehen würde.

Brillentragende Soldaten.

In Friedenszeiten ist der brillentragende Soldat eine Ausnahmeseinung. Nur bei Schießübungen wird die Benutzung von Brillen nötigenfalls gestattet und sogar angeordnet, wenn die stets mit großer Sorgfalt ausgeführte Augenuntersuchung eine Unzuverlässigkeit der Sehschärfe feststellt. Die Frage, inwieweit die Kurzsichtigkeit als eine Beeinträchtigung der Felddienstfähigkeit anzusehen ist, hat eine verschiedene Beurteilung in den einzelnen Staaten gefunden. In England z. B. wurde früher jeder vor dem Eintritt in das Soldatenheer sorgfältig untersucht, der ohne Augenlas nicht auszukommen vermochte. In den Zeiten des Burenkrieges kam man aber auch in England bereits zu einer anderen Auffassung, und es ist auch wohl kaum anzunehmen, daß die englischen Werbekommissionen heute so wählerisch sein sollten, daß sie Kurzsichtigkeit als einen Grund zur Zurückweisung auffassen. In der Tat hat die Kurzsichtigkeit mit den übrigen körperlichen Eigenschaften, von denen die Felddienstfähigkeit abhängt, nichts zu tun, und da ihr durch eine Brille abgeholfen werden kann, so würde die Ausschließung aller Kurzsichtigen einen erheblichen Verlust für das Heer bedeuten. Allerdings sind höhere Grade von Kurzsichtigkeit auch ein Hindernis, da von den Augen des Soldaten jetzt weit mehr gefordert werden muß als früher. Kann doch der Gebrauch des Gewehrs unter Umständen schon auf Entfernungen von 1½ Kilometer und etwas mehr beginnen. Niemand aber sollte sich scheuen, für den Dienst im Felde eine Brille zu tragen, um seine Schießleistungen zu steigern, wenn er auch in Friedenszeiten ohne ein solches Hilfsmittel ausgekommen war.

Notizen.

— **Rusikronik.** Sonnabend, 8½ Uhr abends, findet in der Philharmonie ein vom Vaterländischen Frauenverein zum Besten der Kriegsfürsorge veranstaltetes Konzert statt, bei dem hervorragende Künstler mitwirken. Eintrittskarten zu 50 Pf. bis 2 M.

— **Ein verbotenes Preußenstück.** „Preußengeist“, ein Drama von Paul Ernst, mit dem das kleine Theater seine Winterzeit eröffnen wollte, ist, wie die „Vossische Zeitung“ mitteilt, verboten worden. In dem Stück treten Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn auf.

— **Die Humboldt-Akademie** veröffentlicht ihr Vorlesungsverzeichnis für das vierte Lehrvierteljahr 1914, das am 14. Oktober beginnt. Es enthält Vorlesungen aus allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst und Kurse in allen wichtigen alten und neuen Sprachen. — Die Arbeitervorlesungen werden in etwas kleinerem Umfange zu ermäßigten Gebühren ebenfalls aufrecht-erhalten.

— **Aufführungen für verwundete Soldaten.** Im Rührberger Stadttheater fand eine Freivorstellung für verwundete Krieger statt.

— **Kriegsbriefmarken in Desterreich.** Vom 4. Oktober ab werden in Desterreich während der Dauer der kriegerischen Ereignisse neue Briefmarken zu fünf und zehn Heller mit einem Aufschlage von je zwei Heller ausgegeben. Die aus dem Aufschlage sich ergebenden Einnahmen werden der Unterstützung der Witwen und Waisen gefallener Krieger gewidmet.

Kriegskarte des Vorwärts

Wir haben für unsere Leser eine Kriegskarte herstellen lassen, umfassend

sämtliche europäischen Kriegsschauplätze

Die Karte zeichnet sich durch gute Uebersichtlichkeit aus, umfaßt alle Gebiete Europas, die in dem großen Ringen eine Rolle spielen, einschließlich der Gebiete der neutralen Staaten. Die Karte ist auf festem Papier gedruckt und in 7 Farben ausgeführt. Die Größe ist 60x90 cm. Maßstab 1:4 000 000.

Der Preis beträgt 80 Pfennig

Wir bitten unsere Leser von dem Angebot recht allgemeinen Gebrauch zu machen. Den beigefügten Bestellschein bitten wir der Botenfrau des „Vorwärts“ abzugeben oder direkt an die unterzeichnete Buchhandlung zu senden.

Buchhandlung Vorwärts, Berlin, Lindenstr. 3.

Hierdurch bestelle
Kriegskarte des Vorwärts
zum Preise von 80 Pf. Die Zusendung soll durch die Botenfrau des „Vorwärts“ erfolgen.
Name: _____
Ort: _____
Straße u. Hausnr.: _____
(Adresse bitte deutlich zu schreiben!)